

# Berliner Familien-Zeitung

## Wie Goethe dem Kriegsgetümmel entgehen wollte

Der Ullmeister als Friedensfreund

Vor hundertundzwei Jahren begann hinter dem in Rußland geschlagenen Napoleon, nachdem die Züge seines verhängnisvollen Rückzuges mit erschrockenen Augen, verkrampften Beinen und erschrockenen Gliedern alle deutschen Landstrassen bedeckten, das große Jagen: der Befreiungskrieg gegen den besiegten Franzosen, an dessen Unüberwindlichkeit bis dahin eine Welt geglaubt hatte. Während die Stimmung in Bayern sich noch feineswegs gegen die französische Übergewalt richtete, und in München eine Division zum neu sich bildenden französischen Heere ausgehoben und aufgestellt wurde, hatten sich in Mitteldeutschland schon die schwarzen Freihscharen gebildet. Einer ihrer Kriegsfreiwilligen den Friedrich Förster-Berlin (Erinnerungen aus dem Befreiungskriege, Stuttgart 1840) nur 7. denn, führte zu jener Zeit (20. April 1813) an seine Schwester in A. über seinen ersten Marschtag folgendes:

„Wir hatten eben unteren Morgenpflug vor dem Götthofe (in Weizen), in welchem unter Feldwebel in Quartier lag, beobachtet, als ich einen Mann in eine Getrapost einsteigen sah, dessen Jäger mir bekannt zu sein schien. Raun traute ich meinen Augen, als ich sah, daß es Goethe war. Ich war als Freund seines Sohnes und als begünstigter Vollgelehrter seiner langjähigen Frau Gemahlin oft in seinem Hause gewesen; allein ihn, den Friedliebenden, mitten unter den Kriegsunruhen zu finden, mußte ich mir nicht zu erklären. Noch glaubte ich, mich zu täuschen, zumal er die Militärnütze tief in das Gesicht gedrückt hatte und sich in den ruffischen Generalsmütze mit rotem Kragen verdeckte. Als ich nun aber seinen feinen Sekretär, Freund John, an den Wagen treten sah, war ich meiner Sache gewiß, und teilte die herrliche Entdeckung sogleich meinen Kameraden mit. Mit militärischem Anstand einer Ordonnaus trat ich nun an den Wagen heran und sagte: „Ew. Excellenz melde, daß eine Abtheilung der königlich preussischen Freihscharen der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarschiert ist, und Ew. Excellenz die Honneurs zu machen wünscht. Der Feldwebel (es war der Professor Hartwort aus Berlin. Offiziere hatte der fünfzig Mann starke Trupp nicht) kommandierte: Präsentiert das Gewehr! und ich rief: „Der Dichter aller Dichter, Goethe, lebe hoch!“ Mit Hurra und Hohnschreien stimmte die ganze Kompanie ein. Goethe schickte mir die Haltung eines Generals an seine Waise und nicht. Ich trat ich noch einmal heran und sagte ihm: „Es hilft Ew. Excellenz das Ansehen nicht, die schwarzen Jäger haben scharfe Augen, und bei unermesslichen Jägermächten Goethen zu begreifen war ein gültiges Zeichen, als daß wir es sollten unbedacht vorüber lassen. Wir bitten um Ihren Willen.“

Goethe erwiderte: „Nicht mit Gott, und alles Gute sei euren freilich deutschen Mute gegönnt. Während wir ihm nochmals ein Lebehoch zutiefen, fuhr er gehend an uns vorbei. Wo mag er jetzt himmelfahren?“

Der Briefschreiber, über dessen Fuldigung der infamit verlebte Goethe nicht besonders erbaud gewesen sein dürfte, fährt dann weiter fort: „Mit verschiedenen Kameraden hatte ich während des Marsches noch einen lockhaften Streit über Goethe; sie hatten ihr Votum nicht aus vollem Herzen mitgerufen und meinten, er sei ja doch kein Volksdiener, sein Dichter der Freiheit und des Vaterlandes. Ich wußte ihnen nichts weiter zu antworten als: „Ich kenne keine höhere Begeisterung für Freiheit als im „Camont“, ich kenne keine derbere deutsche Natur als Göt von Perthesingen.“

Goethe selbst reiste damals nach Leipzig. Von dort datiert ein Brief von ihm vom 3. Mai 1813 an Jetter nach Berlin, in dem er schreibt:

„Am 17. April ging ich, mehr durch Zureden der Nächsten und Freunde, als aus eigenem Entschlusse, von Weimar ab. Ich war noch mit einem preussischen Patte durch die Gaine gekommen, als am 18. die Franzosen nicht ohne Gewalt wieder in Weimar einrückten. Davon weiß ich aber selbst nicht mehr, als was der allgemeine Ruf verkündigte; denn ich habe seit der Zeit weder etwas von dort her vernommen, noch hat ein Brief von mir dorthin gelangen können. Ich lege ein kleines Biedchen bei, eine Parodie auf das elendeste aller deutschen Lieder: „Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr.“

In Leipzig, wo Friedrich Kalle zu jener Zeit hinreiste, befand sich auch die Familie Körner aus Dresden.

Im November desselben Jahres fiel Goethes bekannte Aeußerung zu Heinrich Luden, wo er sich gegen den schon damals gegen ihn erhobenen Vorwurf, daß er gleichgültig gegen die großen Ideen der Zeit sei wehrt, und worin es heißt: „Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanten an das deutsche Volk, das so achbar in einzelnen und so miserabel im ganzen ist.“ Und wo es dann weiter heißt: „Sie sprechen von dem Erwachen von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entziehen lassen, was es erungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit? Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weh es, was es will und was es vermag.“ Und was ist denn erungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit. Viel leicht würden wir es richtiger Bezeichnung nennen, nämlich Bezeichnung nicht vom Joch der Fremden, sondern von einem fremden Joch.“

Schmidt-Hollins

# Der Zögling

## EIN ROMAN AUS DEM STURMJAHR 1848

### VON FRIEDRICH CARL KELLERMANN

(11. Fortsetzung.)



[Abgedruckt verboten.]

ommerzienrat Strejow war wohl oder übel genötigt gewesen, den Forderungen seiner Arbeiter in gewisser Weise entgegenzukommen, nach der gestrigen, so für mich verlauchten Versammlung, nach dem verunglückten Vortrag des Vortors, hatten sich die bedrohlichen Anzeichen vermehrt, und es war ein Götter der Angst, durch Nachgiebigkeit Schlimmerem vorzubeugen. Das alles ging freilich ganz gegen seine Absichten, die seine in letzter Zeit stark in Anspruch genommenen Mittel erheblich belasteten. Zudem stand binnen kurzem der Geburtstag Lauras bevor, und Laura Waldi erhob Ansprüche, o gewiß, berechtigten Ansprüche. . . .

Er schaute verdrossen zum Fenster hinaus, wo ein milder, strahlender Vorfrühlingstag blaute. Wie ein Gefangener fühlte er sich, trummelte ungeduldig gegen die Scheiben oder ging in seinem eleganten Arbeitskabinett unruhig umher. Die Luft um die Stunde bedrückte ihn je länger umlornher. Wenn er wenigstens in einen Haufe Ruhe und Frieden gehandelt! Aber da was das überpaunte Madel, diese unbegreifliche Josephine, war die würdige, ewig reizbare Hausdame, die weiß Gott was im Schilde führte. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß in seinem neuen prächtigen Heim von allen Seiten gegen ihn gearbeitet, Komplote geschmiedet, ein jäher Kampf gegen ihn vorbereitet wurde.

Was hatte denn die Leidmann, seine würdige Hausdame, überhaupt für einen Anlaß, diese Haltung gegen ihn einzunehmen? Er wußte es wohl, es war der Waldi wegen. . . . Aber was ging das diese fremde Frau an, die ihre ganz bestimmte Stellung, eine überdies recht angenehme und gut bezahlte Stellung in seinem Hause einnahm? Was kümmerten sie seine eigenen persönlichen Angelegenheiten? Ware es möglich, daß sie etwa selbst ein Auge auf ihn geworfen, sich Hoffnungen auf ihn gemacht hatte und nun enttäuscht gegen ihn spürte? Nicht ausgeschlossen, sogar sehr wahrscheinlich — darum aber nicht weniger lächerlich und albern. Er hatte ihr jedenfalls kaum Anlaß zu derartigen verhassten Ansprüchen gegeben, nein, wahrlich nicht! Und er würde sich dieses unheimliche, feindselige Benehmen auch in Zukunft nicht mehr bieten lassen, möchte sie gehen, wohin sie wollte, je früher umso besser. Seine Vereinigung mit der Waldi war ja doch nur noch eine Frage der Zeit. . . .

Was dahin aber mußte hier im Hause Ordnung geschaffen, die Bahn frei, alle Hindernisse aus dem Wege geräumt sein. Insbesondere was Josephine anbetraf, waren da noch ernste Schwierigkeiten zu überwinden. Es war höchste Zeit, daß dieses seltsame Madel aus dem Hause kam, wirklich höchste Zeit auch für sie selbst, sich endlich zu verheiraten. Was war das denn eigentlich für ein unhaltbarer Zustand, daß diese vielgeehrte, schöne, dreizehnjährige Tochter, die sich offener Langeweile und lediglich aus diesem Grunde auf allerlei verwickelte Ideen verfiel, noch unermählt war? Jobermann wußte, wie reich sie war, wenn die Vermählungen mancher Freier vielleicht auch nicht ganz zutraten. . . . Denn vorläufig war er noch da, lebensfreudig und gesund, feineswegs geneigt, auf das Glück einer neuen Ehe zu verzichten. Immerhin, Josephine Strejow war eine brillante Partie wie wenige hier in seinen Kreisen.

Er wollte doch einmal nach dem Madel sehen. Die gegenwärtige Stunde war vielleicht besser geeignet denn je, ein ernstes Wort mit Josephine zu reden. Er hatte den Kammergerichtsdirektor v. Kall, einen sympathischen, schöngestimmten Aristokraten, ermutigt, seine Annäherungsversuche persönlich begünstigt, und erblickte in dem vorerw. noch fühligen Verhalten seiner Tochter keinen Grund, warum aus den beiden nicht in kurzem ein Paar werden sollte. Er mußte dem fürchten Madel aber endlich ins Gewissen reden, ihr den unwilligen Kopf zurechtzählen. Entschlossenem Schritte begab sich Kommerzienrat Strejow durch die weite Flucht luxuriös ausgestatteter Räume zu dem Appartement seiner Tochter hinüber.

Josephine war mit Schreiben beschäftigt als der Vater bei ihr eintrat. Sie erhob sich nachdenklich ihre Papiere rasch beiseite geschoben, wenig erfreut über die unwillkommene Störung. Mit verbindlichem Nicken, dem ihr wohlbekannten Ausdruck in seinem Gesicht, nahm der

Vater bequem in einem Sessel Platz, rauchte behaglich seine Zigarre und lud sie gleichfalls zum Sitzen ein. „Das hatte er denn, was wollte er wieder von ihr? In dem Bestreben, ihn möglichst bald wieder los zu werden, blieb sie erwartungsvoll stehen. „Nun, mein liebes Kind, wie geht es dir, was machst du, was treibst du?“ begann er launig. „Ich glaube kaum, daß dich das interessieren wird, Papa“, erwiderte sie spitz. „Nun? Hallo! Deinen Vater interessiert es logar sehr, womit die geliebte einzige Tochter sich tagaus, tagen beschäftigt.“ „Meine wissenschaftlichen Studien sind dir ja bekannt.“ „Um! Nun ja“, meinte der Kommerzienrat und blickte einen wunderbaren Ausdruck von sich, „aber jag mal, wie lange soll das denn noch so weitergehen? Wie? Ich will nicht hoffen, daß du diese Studien als deine eigentliche, ausschließliche Lebensaufgabe betrachtest.“

„Und wenn es doch so wäre?“ entgegnete sie scharf. „Das würde ich von Herzen bedauern“, sagte er ernst, „doch ich glaube nicht daran. Du siehst mir auch gar nicht so aus, wie ein Bücherwurm, bist es auch nicht. Dafür fenne ich dich zu gut. Das geht vorüber, wie so manche Liebhaber, die du schon geist.“

„Vielleicht täuschst du dich aber dieses Mal, Vater“, beharrte sie. „Das glaube ich nicht“, gab er langsam zur Antwort, „doch verstehe mich recht, mein liebes Kind, ich bin deinen Neigungen durchaus nicht entgegen, bin vielmehr errett darüber und stolz darauf, denn sie zeichnen dich vor Tausenden vortrefflich aus. Geist und Schönheit im Verein sind die bestbar folkbaren Attribute, deren ein junges Mädchen sich rühmen kann.“

„Vielen Dank für das Kompliment“, lächelte Josephine ironisch, „doch ich glaube, du verkennt meine Bestrebungen. Meine Aufsätze sind viel ernster. Ich will dir heute offen ein Geständnis ablegen.“

Sie zögerte einen Augenblick, und der Kommerzienrat sah sie erwartungsvoll an. „Ich beschäufte mich nicht nur theoretisch mit allen diesen Dingen, sondern ich möchte auch praktisch werden, mich in der sozialen Bewegung persönlich betätigen, möchte ich Leben hinausstreiten, wo die freudbaren Ideen der Zeit vorwärtschreiten.“ „Ah, ich weiß, was du meinst“, sagte der Vater sarkastisch, „hast ja hier bei unsen Aristokraten bereits den Rufung mit dieser Volksbegeisterung gemacht.“ „Gewiß, das ist richtig“, bestätigte sie betroffen aber mutig. „Wißte der Vater bereits um den wahren Stand der Dinge?“

„Und was sagst du nun zu dem Erlaß?“ fragte er schmeichelnd, „findest du, daß dein Wohlsein gute Früchte trägt?“

„Allerdings finde ich das“, sagte das junge Mädchen ernst. „Nun, ich sehe das Gegendel“, bemerkte der Kommerzienrat scharf. „Die Leute kennen keinerlei Dank für freiwilliges Wohlsein. Vielmehr wird ihre Begehrtheit gewacht, werden ihre Ansprüche gesteigert. Sie werden froh und aufständig, treten in den unbilligsten Forderungen hervor und verlangen sich ihr gutes Recht, was man — vielleicht — ihnen in gewissem Sinne aus Billigkeitsgründen, aus Mitleidsgefühl zugestanden hätte.“

„Die Forderungen unserer Arbeiter sind durchaus berechtigt“, entgegnete Josephine, „und da sie nicht gutwillig erfüllen wollten, mußten sie erkaufte werden.“

Der Kommerzienrat wollte auffahren, doch er hielt sich zurück. Aufzug zog er an seiner Zigarre und sagte:

„Du kannst diese Dinge nicht übersehen, mein liebes Kind, urteilt nach deiner geringen Erfahrung, Bitte, überlasse diese Angelegenheiten mir. Du verkennt deine Stellung.“

„Und du verkennt die Zeichen der Zeit, Vater“, gab das junge Mädchen mit Heftigkeit zurück, „wenn du meinst, durch deine Zugeständnisse den drohenden großen Sturm beschwören zu können. Du handelst ganz, wie unsere Fürsten. Fahrt nur alle so fort, bis es zu spät ist.“

„Diese Unterhaltung hat keinen Sinn“, sagte der Kommerzienrat misgelaunt und erhob sich. „Lassen wir das. Eigentlich bin ich gekommen, um dich zu bitten, dich möglichst schnell in das Pfarrhaus hinterbringen, dich nach Herrn Ebenders Ergeben zu erkundigen, dich nach Herrn Ebenders Ergeben zu erkundigen. . . . Hoffentlich hat sich der alte Herr von dem Schreck inzwischen erholt“ und er mißte hinaus.

Da dies auch ihre eigene Ansicht war, verabschiedete Josephine gern, und der Vater ging, nachdem er sich einen kurzen Aufbruch interessiert des Wahres erkundigt mit leisem Nachsich davon. Er war verstimmt und verdrossen. Dieses Gespräch mit seiner Tochter hatte ihn von neuem davon überzeugt, daß für die Zukunft

Josephinens baldigt etwas Entscheidendes geschehen mußte. Es ging das nicht weiter. Er wurde Affekt v. Kall noch heute zu einem Plauderstündchen einladen. . . .

XII.

Nicht lange danach machte sich Josephine Strejow auf den Weg zum Pfarrhause. Sie trug ein Körchen mit Erfrischungen, die dem erkrankten Pastor hoffentlich angenehm sein würden. In ihrem niederfarbenen Kleid mit dem weiten bauchigen Rock schritt sie leichtfüßig durch die Strohen, die beiden Vordächer der großen Schute flatterten lustig im lauen Frühlingswinde. Es war so sonnig und warm heute wie an einem Mai Tage, und man schrieb doch erst den 15. März!

Ihr Weg führte am Altstädter Park vorbei über die Waisenstraße zum Neuen Friedhofstrasse, wo sie noch etwas in einen Zeitschriftenladen zu besorgen gedachte. Die Straßen und Plätze waren ungemein lebhaft. In ihrem niederfarbenen Kleid mit dem weiten bauchigen Rock schritt sie leichtfüßig durch die Strohen, die beiden Vordächer der großen Schute flatterten lustig im lauen Frühlingswinde. Es war so sonnig und warm heute wie an einem Mai Tage, und man schrieb doch erst den 15. März!

Ihr Weg führte am Altstädter Park vorbei über die Waisenstraße zum Neuen Friedhofstrasse, wo sie noch etwas in einen Zeitschriftenladen zu besorgen gedachte. Die Straßen und Plätze waren ungemein lebhaft. In ihrem niederfarbenen Kleid mit dem weiten bauchigen Rock schritt sie leichtfüßig durch die Strohen, die beiden Vordächer der großen Schute flatterten lustig im lauen Frühlingswinde. Es war so sonnig und warm heute wie an einem Mai Tage, und man schrieb doch erst den 15. März!

Es herrschte eine seltsame Stimmung. Die tiefste Erregung, welche alle befehle, kam nicht offen zum Ausdruck, sondern war vorerst nur in Gebärden und Mienen zu lesen. Man sprach leise, gedämpft, und beachtete die äußere Ordnung, während es im Inneren wahrte die ängstliche Bedrückung der Schicksale, die drohende kleinere Zille vor dem Ausbruch eines gewaltigen Unwetters verglichbar. Josephine kam die Gemüthsruhe zu deutlich zum Bewußsein, daß sie jeden Augenblick ein Losbrechen des Unwetters erwartete. Wie ein fernes leises Donnerrollen erschallte ihr das Murmeln der Menge, in einer vorübergehenden Zimmereinrichtung verdundelte sich das heitere Sonnenlicht vor ihrem Blick, schienen eine brauende Welle sich am Horizont auszubreiten, und auf die große Stadt herniederzukommen.

Anlaufend stand sie endlich vor der Pforte des Pfarrgartens. Wie war ihr eben noch so stillsam zu Mute gewesen! Die warme Sonne lag doch so strahlend über alle Dinge gedreht, und der helle blaue Frühlingshimmel leuchtete so klar hernieder, daß an eine Erhebung seines Ganges gar nicht zu denken war. Da hier herrschte Stille und Frieden. . . .

Aber war auch diese Ruhe nicht nur eine äußerliche? Sie erblickte bei dem Gedanken an Rudolf. . . . C, auch hier trotz der Schein. . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Wir warten

Von Franz Rothenfeldner

Der Wind will Lat. Ein Felsen stürzt. Die idwene alte Mauer fällt. Mit Drang und Sturz wird uns verkürzt. Das Warten auf die neue Welt. Die Sehnsucht nach der neuen Zeit. Front ruhelos des Weltgeschick. Uns dünnt es eine Einzigkeit. Doch ist es nur ein Augenblick.

Und doch ist's nur ein Augenzug Der einen großen Rudernot Und jeder hoch ist Sturm und Flug Hoch über Erde, Zeit und Tod. Wir werden Menschenbilder sein. Ob auch in Schmerz die Freiheit tagt, Wir lachen in den Sonnenlicht, Indes der Wind an Mauern nagt.

Wir wollen auf der Warte stehn Wie Trost und Eisen hingestellt. Wir wollen zu den Sternen sehn Und hordchen wie das Nordlicht fällt. Bis jedes arme Herz befreit. Sich ganz dem lieben Welt vermählt. Und neu Welt der neuen Zeit Von Menschenherlichkeit erzählt.

Verantwortliche Redakteure: Die Polit. Redaktion und die Verleger: R. v. K. v. Berlin. Druck: R. v. K. v. Berlin. Druck und Verlag: Rudolf W. v. Berlin.